

Trevor Pinnock

Für Kai Luehrs-Kaiser öffnen die Klassikstars ihren Plattenschrank.

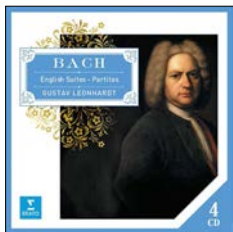
Diesen Monat präsentiert der Organist, Cembalist und Dirigent Trevor Pinnock drei Lieblingsaufnahmen.

Trevor Pinnock, geboren 1946 in Canterbury, gehört zur Pionier-Generation der historischen Aufführungspraxis. Ursprünglich Organist an der Kathedrale von Canterbury, studierte er ab 1964 auch Cembalo. Auf diesem Instrument spielte er in der Academy of St Martin in the Fields, bevor er 1972 sein Ensemble The English Concert gründete (auf historischen Instrumenten, heute geleitet von Harry Bicket). Pinnocks kürzlich veröffentlichtes Gesamtwerk bei der Deutschen Grammophon (1978–1996) – darunter eine Referenz-Aufnahme der „Brandenburgischen Konzerte“ von Bach, aber auch von Oratorien und Opern – beläuft sich auf 99 CDs (Solowerke nicht mitgerechnet).



Als ausübender Musiker höre ich heute nicht viele Platten. Ich gehe spazieren und bevorzuge die Stille. Einflussreich, als ich jung war, sind die ersten LPs gewesen, die mein Vater kaufte: die fünf Beethoven-Konzerte mit Wilhelm Kempff. Es muss die ältere Aufnahme unter Paul van Kempen

gewesen sein. Die Klarheit und absolute Integrität von Kempffs Spiel fand ich bestechend. Dazu die Sorgfalt im Klang. Eine andere Platte, die ich später sehr liebte, ist das „Lied von der Erde“ unter Klemperer – die Aufnahme mit Fritz Wunderlich und Christa Ludwig. Und zwar wegen der Textdeutlichkeit und dem großartigen Legato der Sänger. Dass es sich nicht um Alte Musik handelt, stört mich überhaupt nicht. Es gab damals gewiss etwas Fixiertes in der Ausübung von Musik im Allgemeinen, das durch die historische Aufführungspraxis dann in Bewegung gebracht wurde. Auch durch unbekannte Werke. Das hat inzwischen selbst wieder einen gewissen Stil etabliert, den man als verfestigt ansehen könnte. Authentischer? Nicht unbedingt.



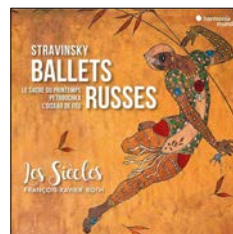
Sehr wichtig war für mich Gustav Leonhardt. Die 2. Partita von Bach, wegen des majestätischen Eröffnungssatzes, wäre Erste Wahl. Mit den Rubati, zum Beispiel in dem folgenden, irgendwie idiosynkratischen Satz, hat Leonhardt es allerdings doch übertrieben. Immerhin habe

ich viel von Leonhardt gelernt – ohne je bei ihm persönlich studiert zu haben. Ich habe ihn sogar kopiert, was man ei-



Foto: Gerard Collett

gentlich nicht tun sollte, habe es aber gut gemacht. Und kam teilweise an damit. Natürlich war mein Verständnis doch ein anderes als das von Leonhardt. Ich verfüge eigentlich über kein ausgeprägtes analytisches Bewusstsein. Sondern höchstens über einen intuitiven Draht zu Komponisten. Den braucht man, wie ich glaube. Er schützt einen vor zu viel Ego.



Ich könnte auch noch das Streichquintett von Schubert mit dem Amadeus Quartett nennen, aber das wäre schon wieder eine ältere Aufnahme. Nehmen wir stattdessen „Le sacre du printemps“ sowie „Petruschka“ von Stravinsky, beides gespielt vom Ensemble Les siècles unter François-Xavier

Roth. Das hat mich, in jüngerer Zeit, tatsächlich fasziniert. Die Farben sind andere. Und plötzlich, auf historischen Instrumenten, bekommt diese Musik eine Verletzlichkeit, Dünnhäutigkeit und völlig neue Transparenz, die mir die Augen geöffnet hat. Was Streichquartette anbetrifft, so war übrigens der Sinn für Harmonie und Architektur beim Amadeus Quartett großartig. Aber die Intonation? Eher so lala. Heute gibt es tolle historisch informierte Quartette, etwa das Chiaroscuro Quartet, früher schon das Quatuor Mosaïques. Auch das Pavel Haas Quartett finde ich ganz toll. Man sollte nie beim eigenen Repertoire stehenbleiben. Erst dann wird es interessant. Dass traditionelle Orchester, als die historische Aufführungspraxis dominant wurde, keinen Haydn und Mozart mehr gespielt haben, finde ich eine sehr fragwürdige Angelegenheit.